



Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

20. Jahrgang

Crailsheim, Weihnachten 2001

Nummer 39

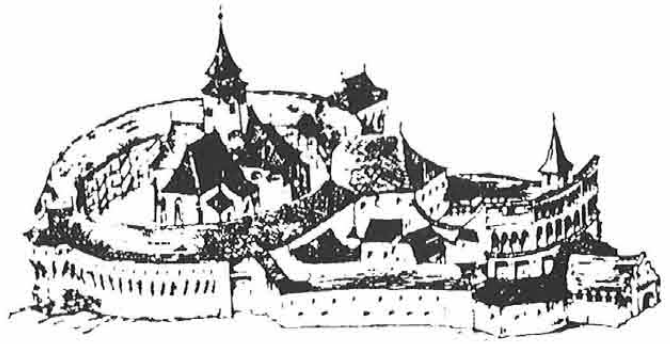
Die Tartlauer Kirchenburg in neuem Glanz



*Der Vorstand und der Herausgeber
des „Das Tartlauer Wort“
wünschen allen Tartlauern und Lesern
„Frohe Weihnachten“
und ein
„glückliches neues Jahr 2002“*

„Tuerteln meng, äm Burzelond“

*Jedermann schreibe Geschichte,
„für die Kinder, für die Enkelkinder
zusammenzutragen, wie es eigentlich,
wie es wirklich gewesen ist,
damit es dann vielleicht in eine Geschichte
der Siebenbürger Sachsen und Sieben-
bürgens eingehen mag“.*



Aus einem Vortrag von Prof. Dr. Dr. Harald Zimmermann (Siebenbürgische Zeitung vom 31. Oktober 2001)

20 Jahre „9. Tartlauer Nachbarschaft“

Die Nachbarschaft der Ausgewanderten in enger Verbundenheit mit dem Heimatort Tartlau

Vor 20 Jahren, am Heimattag der Siebenbürger Sachsen in der alten Reichsstadt Dinkelsbühl, Pfingstsonntag 1981, wurde die „9. Tartlauer Nachbarschaft“ aus der Wiege gehoben.

Angeregt von mehreren, schon seit längerer Zeit in der Bundesrepublik lebenden Tartlauern, hat Michael Trein vor über 60 Anwesenden unter dem Motto „Tuertler soul Tuertler bleiwen“ in einer mitreißenden Rede zur Gründung einer Nachbarschaft außerhalb des Siedlungsgebietes Siebenbürgens aufgerufen. Es sollte der Zusammenschluss für alle diejenigen Tartlauer werden, die außerhalb von Tartlau in der ganzen Welt ihre neue Wahlheimat gefunden haben. Alle waren sehr überzeugt von der Gründung einer Nachbarschaft und es wurde ganz spontan der erste Vorstand gewählt. Zur Erinnerungen, es waren:

Michael Trein (Nachbarvater, Crailsheim)
Adelheid Junesch (Stellvertreter Nachbarvater, Stuttgart)
Johann Bruss (Kassier, Herrenberg)
Werner Schunn (Schriftführer, Böblingen)

Eine der ersten Amtshandlungen des neu gewählten Vorstandes waren die Einberufung und Organisation des ersten Treffens für den 25. und 26. September 1982 in Crailsheim. Bei diesem ersten Treffen fanden sich 174 Tartlauer ein.

Die neugegründete Nachbarschaft setzte sich als Ziel, den Rest der von jahrhundertlangem Nachbarschaftswesen übriggebliebenen zu fördern, zu bewahren und der neuen Umgebung bekannt zu machen. Dieses sollte geschehen, in dem man versucht, mit allen Tartlauern, verstreut in Deutschland und der Welt, Kontakte zu pflegen. Es sollten die Treffen für möglichst viele Tartlauer sein. Eine Idee, die Erfolg hatte. Die Treffen wurden im zweijährigen Rhythmus veranstaltet und sind bis heute beliebt. Sie wurden in verschiedenen Städten durchgeführt, entsprechend der Anzahl der beteiligten Tartlauer. So z.B. in Dinkelsbühl, in Böblingen, in Crailsheim und zuletzt in Schnelldorf bei Crailsheim. Des weiteren wurde der Vorstand beauftragt, einen Heimatboten zur internen Verständigung mit den Mitgliedern herauszugeben. Der erste Heimatbote erschien zu Pfingsten 1982. Eine weitere wichtige Maßnahme war die Hilfe nach Tartlau. Viele von uns haben die politischen und wirtschaftlichen Zustände der damaligen Zeit in bester Erinnerung. Es war schwer Hilfen jeglicher Art nach Tartlau zu leisten. So hat sich die Nachbarschaft die Hilfe für Notleidende und Bedürftige auf ihre Fahne geschrieben. Um diese humane Tätigkeit zu erfüllen, hat der Vorstand zu allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln gegriffen. So gelang es über das Deutsche Rote Kreuz und über das Sozialwerk der Siebenbürger Sachsen die ersten dringend notwendigen Medikamente zu schicken. Es folgten dann die ersten Lebensmittelpakete für bedürftige Tartlauer. In die Zeit der Anfänge von Hilfesendungen gehört auch das elektrische Läutewerk, welches aus Spenden der Mitglieder und der Hilfe des Diakonischen Werkes von Baden-Württemberg geliefert wur-

de. Der Höhepunkt der Hilfen nach Tartlau war zweifelsohne die große Lebensmittelaktion vor Weihnachten 1988 im Wert von über 30.000 DM, die von Nachbarvater Trein persönlich durchgeführt wurde.

Zu einer der wichtigsten Aufgabe des Vorstandes wurde es in Aufrufen im „Heimatboten“ dafür zu sorgen, Bewährtes aus Tartlau zu sammeln und aufzubewahren, um zum geeigneten Zeitpunkt ein eigenes Heimatbuch herausgeben zu können. Der Vorstand bemüht sich laufend den „Heimatboten“ so zu gestalten, dass er als Information über das Geschehene in der Nachbarschaft in Deutschland und in Tartlau die Mitglieder auf dem Laufenden hält. Er bemüht sich auch um die pünktliche Herausgabe des sehr beliebten „Burzenländer Kalenders“.

In den zwanzig Jahren seit der Gründung der Nachbarschaft und der fast totalen Aussiedlung der Tartlauer, hat sich auch das kulturelle Leben in den zurückliegenden Jahren entwickelt, besser gesagt, es hat das Leben in der Gemeinschaft mitgeprägt. So haben sich in der Nachbarschaft die Blaskapelle, der gemischte Chor, die Männersinggruppe und das Tanzorchester „Edelweiß“ neu formiert, sie haben sich wiedergefunden. Auf allen Treffen treten die eigenen Formationen auf und tragen sehr viel zur gewohnten und vertrauten Unterhaltung bei. Traditionsgemäß kann man neben der Tartlauer Trachtengruppe auch die Blaskapelle bei dem Umzug anlässlich des Heimattages der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl sehen.

Eine nicht zu unterschätzende Sorge der Nachbarschaft gilt der Pflege des Friedhofes in Tartlau. Für diesen Zweck wurde ein Sonderkonto eingerichtet mit dem Vermerk „Friedhofpflege“.

Burzenländer Berge

*Ihr meerentstiegenen steinernen Tiere,
Im Morgenhimmel silbern aufgebaut,
Wie ruht ihr fern und abgeschieden
und doch so heimatreu und heimattraut!
Ihr ruht bereift und duldet schweigend
der Zeiten Last: Stier, Hirsch und Kuh.
Verstummt und taub seit hunderttausend Jahren
Nur Gottes Wind weht immerzu.
Sein Finger griff in die seufzenden Rippen,
er hat euch die zornigen Wampen gewellt.
Er löschte euch sanft die kristallinen Augen
und hat euch dennoch zu Hütern bestellt.
Das plumpe Gehörn, gezackte Geweihe
sank tief ins grämliche Firneneis.
In den zerschundenen Leibern nistet
Wacholder und blasses Edelweiss.
Ihr Meeresriesen, ihr steinernen Tiere,
im Abendhimmel zaubrisch aufgebaut,
Wie seid ihr nah und fromm und gut, ihr Lieben,
und heimatreu und heimattraut.*

Adolf Meschendörfer

Das Titelbild besorgte für den Heimatboten im Sommer 2001 Johann Lukas (Köln).

Ein neuer Blick auf die ehrwürdige Kirchenburg mit dem Glockenturm – ein Blick, der uns bis jetzt durch die großen über die Dächer wuchernden Kastanienbäume verwehrt wurde.

Das Verbindende zu unseren Landsleuten, die in der alten Heimat in Tartlau bleiben müssen oder wollen, war schon vor der Wende da. Es gab nicht nur die Verbundenheit zur Heimat, zu Tartlau, zur Dorfstraße oder dem Friedhof der Ahnen, es gab auch immer eine Hilfsbereitschaft für die Dagebliebenen. Man half, so gut es eben die Diktatur zuließ. Diese Beziehungen erhielten neue Impulse nach dem Umsturz. Es kam zu einer effizienten Zusammenarbeit mit der Heimatkirche in Tartlau und weniger mit der politischen Seite. Diese hat sich heute jedoch uns gegenüber geöffnet, was von beiderseitigem Interesse ist. Der Vorstand, aber auch viele Mitglieder, machen sich nun zunehmend Sorge um den Nachwuchs in der Nachbarschaftsarbeit. Es besteht kein Zweifel, dass der Vorstand nach z.T. zwanzigjähriger Tätigkeit verjüngt werden muss. Bedenkenswert ist, dass andere Gemeinden des Burzenlandes diesbezüglich viel dynamischer und effektiver sind und einen Vorstand ganz oder teilweise ablösen. Woran liegt das? Wie kann es sein, dass der Nachwuchs in der größten Gemeinde des Burzenlandes so wenig Engagement zeigt? Ich weis sehr wohl, dass wir viel Potential bei unseren Männern und Frauen besitzen. Deswegen meine große Bitte, sich in dieser Angelegenheit Gedanken zu machen. Denn, liebe Tartlauer, beim nächsten Treffen am 8. Juni 2002, muss ein neuer – ein jüngerer – Vorstand gewählt werden. Wir Tartlauer sind sehr fähige Bürger – das hat die Geschichte gezeigt – nur bereitwilliger müssen wir noch werden. Bitte, denkt daran: Es gilt für die nächsten 20 Jahre einen jungen, engagierten Vorstand als Wegweiser an der Spitze zu wissen.

Michael Trein (Nachbarvater)

Weihnachten in Siebenbürgen

In der „Ich-Form“ niedergeschrieben, da eigenes persönliches Erleben Mitte der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Wenn der gefürchtete „Crivätz“, der so benannte eisige Ostwind über den Karpatenbogen hinwegfegte, kündigte sich unweigerlich der Wintereinzug an. An den Dächern bildeten sich lange Eiszapfen, in der „Hamm“ froren die flachen Überschwemmungsteiche bis auf den Grund zu, die Wasserpumpen im Hof spendeten Wasser nur noch in einer Winterummantelung aus Stroh und Sackleinen, in der Dunkelheit gespenstisch anmutend. Es schien geboten die warme Stube aufzusuchen, in einem wohligen Verlangen nach Geborgenheit und der Köstlichkeit am warmen Eisenofen in einen Bratpfel beißen zu können.

Unter den behäbigen Fuhrwerken knirschte der Schnee, und nicht genug der Kälte, sie karrten zudem noch Eisblöcke für die Kühlräume der Gastwirtschaft heran. Flinker waren nur die jetzt auftauchenden Schlittengespanne, denn der zu Eis erstarrte Straßenmorast bot die notwendige Unterlage für den einfallenden Schnee. Durch die Eisblumen an den Fensterscheiben sahen wir oft dem Schneetreiben draußen zu, doch das Wintervergnügen der Kinder war sehr begrenzt. In Tartlau gab es auf der ganzen Gemarkung – ein Meeresboden einer längst verflossenen Flut – angesichts der Berge ringsum keine einzige Erhebung, welche sich für eine Schlittenfahrt anbot, außer einer aufgelassenen Schottergrube außerhalb des Ortes gelegen, der im Volksmund genannten „Steekool“.

Dieser Name hatte für uns Kinder eine besondere Zugkraft, hier in die Tiefe abzufahren. Er bedeutete mir persönlich sehr viel; besonders nachdem ich viel später erfuhr, dass im Siebenbürgen am Rhein ein ähnlich aussehender Basalt-Steinbruch im Volksmund „Steinkaul“ genannt wird. Doch wie kommt dieser Name nach dem fernen Siebenbürgen?

In besagter Schottergrube gab es zwar steile, aber nur sehr kurze Steilhänge für eine rasante Abfahrt, jedoch der eigentliche Spaß bestand darin, wenn der Schlitten am Grund durch eine schmale Schilfzone raste, um auf dem zugefrorenen Teich noch ein Stück dahinzugleiten. Uns Kindern wurde es untersagt ohne Aufsicht dorthin zu gehen, wegen der Wolfsgefahr dort gefressen zu werden. (Das Märchen vom bösen Wolf und den sieben Geißlein läßt grüßen.) Das kam nicht von ungefähr, denn es wurden schon Wölfe am Ortsrand gesichtet, und es wurde mir glaubhaft augenscheinlich, wenn gelegentlich Bauersleute ihre Pferde bei uns im Hof vorbeibrachten, mit Kratz- und Bisswunden an Schultern und Flanken. Als zuständiger Veterinär behandelte Vater ihre Wunden. Mit meinem älteren Bruder drückten wir uns am Fenster dabei die Nasen platt, was mich als Tierfreund mitfühlend bewegte. Zudem kam es vor, dass an frostigen Winterabenden bei den Eltern die Worte fielen: „Heute Nacht werden aber die Wölfe heulen“. Das ließ uns doch etwas erschauern und neugierig werden. Sobald wir zu Bett gebracht wurden, stiegen wir in Decken eingemummt heimlich aus den kuscheligen Betten, öffneten das Fenster und lauschten gespannt in die Nacht hinaus. Gehört hatten wir nichts, aber wir haben fest daran geglaubt!

Zum 6. Dezember erschien der gutmütige Nikolaus wohlwollend überall auf Lebkuchenaufklebern, zusammen mit dem Krampus, einer Teufelsgestalt mit der Rute drohend. Grund genug, am Vorabend nur sauber geputzte Schuhe auf die Fensterbank zu stellen. Am anderen Morgen waren sie mit allerlei Süßigkeiten gefüllt.

Die üblichen Hausschlachtungen deuteten das Herannahen des Festes an, derentwegen war Vater zur Fleischbeschau öfters unterwegs und brachte nicht selten auserlesene Fleischportionen mit nach Hause, am liebsten jedoch Schweinsfüße. Daraus entstand seine Spezialität, eine wohlschmeckende Sülze. Auf den Tisch kam sie dann ordentlich mit rotem Paprika bestreut. Voll Stolz ahmten wir Vaters Vorbildfunktion nach, an den Gewürzbrand in der Kehle beim Verzehr derselben schon in jungen Jahren gewöhnt zu werden.

Zum nahen Weihnachtsfest erschienen Malitante und Walteronkel aus Kronstadt. Und weil sie noch keine Kinder hatten, feierten sie bei uns mit. Am Heiligen Abend stand bei uns unverwehens ein raumhoher Tannenbaum im großen Zimmer, welches zugleich das Elternschlafzimmer war, geschmückt mit Buntpapierketten und Engelshaar, geflochtenen Körbchen aus Krepppapier mit süßem Kleingebäck gefüllt, mit Salonzuckerl im bunten Staniolpapier, mit Schokoladenringen sowie mit glitzerndem Christbaumschmuck behangen. Mein sehnlichster Wunsch hatte sich erfüllt, indem neben dem Baum ein stattliches Schaukelpferd stand. Stauend überlegte ich nur, wie das Christkind wohl diesen schmucken Baum durch das Fenster hereinbringen konnte. Nach so viel Glanz in unserer Stube zogen sich die Eltern ins Esszimmer zurück und das war die Gelegenheit mit „Mot-schi njää“, dem Anfeuerungsruuf für Pferde, gleich den Galopp auszuprobieren. Auf dem welligen Bretterfußboden geriet dabei sogar der Christbaum in leichte Schwingungen. Darin wippte ein glitzerndes Vögelchen mit seinem aus einem Büschel Fiberglasfäden bestehenden Schwänzchen leicht auf und ab und das erregte meine Aufmerksamkeit, es sogleich in Händen halten zu wollen. Vom Stuhlsitz aus war es nicht zu erreichen, und bei einem Einstieg in die Sprossen der Rückenlehne könnte ja der Stuhl in den Baum kippen. Ein anderer Weg mußte herhalten, am besten nach einem Kriechgang unter dem Baum, darin ich mich am Stamm mit einigen Verrenkungen aufrichten konnte, zum nun folgenden Einstieg. Kaum, dass die Füße den festen Boden verlassen hatten, neigte sich der Baum bedenklich und fiel klirrend und krachend zu Boden. Die Eltern stürzten aufgeregt herbei und Malitante jammerte vorwurfsvoll: „Warum habt ihr den großen Baum nicht ans Fensterkreuz angebunden, so habt ihr nur das Kind gefährdet“. Vater sah die Sache jedoch anders, in dem leerstehenden Schaukelpferd und meiner mißlichen Lage im Gezweig. Er holte schweigend das vierkantige ellenlange Lineal von seinem Schreibtisch – und dann folgte eine unvergeßliche „schöne“ Bescherung.

Fünf Jahre später

Was hatte sich inzwischen nicht alles geändert! Ein wahres Winterwunder war geschehen. Ein Storch war über unser Haus geflogen, so wurde es mir gesagt und hatte uns ein quäkendes Brüderchen ins Körbchen gelegt – und das mitten im Februar, wo doch alle Storchennester im Ort verwaist waren. Im Herbst des gleichen Jahres erkrankte Vater an einer Nierenvereiterung, welche er nicht überlebte. Daraufhin geriet die Familie in große Not, schon allein wegen der schlechten sozialen Versorgung im Land musste die Wohnung am Zeilchen des Marktplatzes aufgegeben werden. Ein Teil des Hausrates wurde versteigert und wir bezogen eine kleinere Wohnung in einer Nebenstraße, gleich

über der Brücke am „Kröteneck“ (später dann in der Mühlgasse). Auch die Familie musste verkleinert werden, der ältere Bruder kam zu meiner Patentante in Pflege; ich selber wollte und durfte bei der Mama bleiben, kam bald zur Schule und es dämmerte mir langsam, dass Mama gar nicht meine leibliche Mutter war, und das immer dann, wenn bei der Verwandtschaft in Heldsdorf ein Friedhofsbesuch anstand.

Für uns hatte sich irgendwie das Blatt ungünstig gewendet. Mama konnte die winterliche Einsamkeit nicht länger ertragen, weswegen wir das Weihnachtsfest von nun an bei ihrer Schwester in der Stadt feierten – und das sollte fortan auch so bleiben. Zum bevorstehenden Christfest in Tartlau waren Vorbereitungen erkennbar. Ein mächtiger Tannenbaum wurde herangefahren und verschwand in der dunklen Einfahrt unter dem trutzigen Mauerring der Kirchenburg. Mit richtigen Kerzen und bunten Ketten geschmückt sollte er zu einer würdigen Feier glänzen. Gesangverein und Bläser übten schon fleißig und auch die Schulkinder sollten ihren Beitrag mit einem Gedichtvortrag dazu leisten. Dazu ausersehen wurde jeweils der Beste mit der kräftigsten Stimme aus jeder Klasse, doch unter den ehrgeizigen Bauernbuben hatte ich mich nicht sonderlich darum bemüht. Nur einmal erkannte ich die Chance einer Selbstbestätigung sowie Beliebtheit in der Klasse und prompt wurde ich auch gewählt. Als ich aber merkte, dass es ernsthaft wurde, erklärte ich schüchtern: „Ich bitte, Herr Lehrer, wir sind am Christtag immer in Kronstadt bei meiner Tante“. Verärgert darüber, warum ich das nicht gleich gesagt habe, schickte er mich umgehend nach Hause, um zu erfragen, was ich soeben erklärt hatte. Die Wahl musste wiederholt werden und ich konnte die dörfliche Feier nie erleben. Als aber die Zeit herankam zur Fahrt in die Stadt, gab es einen so starken Schneefall, dass der Omnibus aussetzen musste. Am frühen Vormittag machten wir uns also auf den Weg zum Bahnhof. Im Gänsemarsch stapften wir in der Spur mit kleinem Gepäck zu der einsamen Haltestelle beim Honigberger Wald. Dort angekommen, musste erst gefragt werden wann ein Zug kommt und ob überhaupt. Es hieß er käme mit ungenauer Verspätung. In dem ungeheizten Warteraum kroch einem die Kälte langsam in die Glieder. Wir Kinder zogen es vor lieber draußen herumzutollen. Dabei fanden wir in einem Schuppen etwas Brennholz und auf die frohe Kunde hin wurde sogleich ein Feuer entfacht, sodass die Erwachsenen sich bald Vorder- und Rückseite am Eisenofen wärmen konnten. Irgendwann fauchte der Zug heran, welcher uns sicher in die Stadt brachte. Von dort ging es weiter mit dem Stadtbus in die obere Vorstadt, und nach einem Fußmarsch erreichten wir das in einem großen Garten gelegene Wohnhaus von Malitante, wo ein Hundegebell unsere Ankunft ankündigte und wo wir freudig empfangen wurden. In der Küche mussten wir vorerst unser Schuhwerk trocknen, denn das Gästezimmer konnte noch nicht aufgesucht werden weil der schon fertig geschmückte Tannenbaum darin auf den Umzug ins Wohnzimmer wartete. Während der Schulzeit wohnten zwei Kostgänger aus Bessarabien darin, aber jetzt waren sie ja bei ihren Eltern.

Der Heilige Abend war seit eh und je das Fest der Familie, hier in etwas gehobenem Standard. Michel Onkel, der Senior der Familie und ehemaliger Schulmeister, hatte immer eine Tischrede anzubieten. Das Lied vom Tannenbaum war schon eine Pflichtübung und das erlernte Gedicht konnte ich hier vor dem Christbaum aufsagen. Nach der üblichen Bescherung von zu-meist praktischen Sachen erhielt der Kettenhund „Tissa“ auch

eine Wurst. Alles war sehr stimmungsvoll „arrangiert“, vielmehr hergerichtet, weil Walteronkel keine Fremdwörter leiden konnte. Zu Tisch gab es die beliebte Siebenbürger Bratwurst, gebraten und kalt gegessen – eine Traditionsspeise.

Als bald rüstete man zum Kirchgang in die ehrwürdige „Schwarze Kirche“, so benannt nach einem verheerenden Stadtbrand im Jahre 1689, als Folge einer Rache gegen den Aufstand der Schusterzunft. Ihr dumpfes Glockengeläute war bis hierher ins Seitental zu hören, obwohl die Große Glocke wegen Einsturzgefahr nicht mehr geläutet werden durfte.

Der Innenraum der Kirche, wohl der größte gotische Dom im Südosten, mit mächtig aufstrebenden Säulen zwang geradezu zu ehrerbietiger Andacht in den oft knarrenden schlichten Holzbänken, wenn dazu noch die Orgel durch die Halle dröhnte. Kirchenchor und die Liturgie mit ihren vielfachen Wechselgesängen, noch aus vorreformatorischer Zeit, beeindruckten sehr. Während der Predigt schweifte der Blick mitunter nach oben auf eine kostbare orientalische Teppichsammlung an der Empore; eine Spende von jeweils erfolgreichen Kaufleuten und als ein Dank nach beschwerlicher Geschäftsreise mit glücklicher Heimkehr.

Alles sehr erhebend, doch der Höhepunkt des Erlebens sollte noch folgen. Für den Heimweg hatte Walteronkel eine Droschke bestellt und das war bei der guten Schneelage natürlich ein Schlitten. Ich durfte vorne auf dem Kutschbock sitzen, dem Geruch der Pferde sehr nahe sowie ihrem Schellengeläute – ein unvergänglich tiefgründiges Erleben von der stillen Winternacht im einprägsamen rhythmischen Klingeling.

Immer wenn ich heute noch das Weihnachtslied von „Kling Glöckchen klingelingeling“ höre, so wünsche ich mir auch den dazugehörigen Schnee herbei – und sei es auch nur der Schnee von gestern!

Otto Depner (Gerlingen)

Weihnachten

*Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.*

*An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt.
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wundervoll beglückt.*

*Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Weit, so weit und still die Welt!*

*Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen –
O du gnadenreiche Zeit!*

Joseph von Eichendorff

Ein Spätheimkehrer aus russischer Gefangenschaft schildert sein persönliches Erlebnis des Wiedersehens mit Tartlau

„Das Tartlauer Wort“ von Pfingsten 2001 mit dem Bild der Kirchenburg und den darüberstehenden besinnlichen Worten veranlasste mich zu einer gekürzten, persönlichen Rückblende auf das Jahr 1951.

„Vor 50 Jahren – 1951“

Im Quarantänen- und Entlassungslager für Kriegsgefangene Törsgor bei Ploiesti wurden endlich Anfang April die ersten Kriegsgefangenen aufgerufen sich zur Entlassung und Heimatreise für 24 Uhr fertigzumachen. Dem Alphabet nach folgend, hoffte jeder auf den Tag wo er aufgerufen würde. Am 27. April wurde mein Name aufgerufen mich fertigzumachen zur Heimreise. Die paar Kleinigkeiten wurden schnell in meinen Wehrmachtsrucksack verstaut; nur mit dem Rasieren hatte ich meine liebe Not, weil keine der russischen Rasierklingen die Bartstoppeln schnitten. Trotz mehrmaligem Einseifen (mit schlechter Seife) und Ab-

wetzen der Klingen an einem flachen Stein, blieben viele Bartstoppeln unregelmäßig auf dem Gesicht. Wenigstens die Haare waren einigermaßen in Ordnung.

Gegen 24 Uhr meldete ich mich am Ausgangstor der Bewachung. Es waren schon einige Kameraden dort. Still aber fiebernd erwarteten wir den Augenblick der ersehnten Freiheit. Es wurden uns der Entlassungsschein und eine Freibahnkarte für die C.F.R. bis zum Heimatort ausgehändigt, mit dem Hinweis, uns innerhalb von acht Tagen nach der Ankunft bei der örtlichen Miliz zu melden. Ferner teilte man uns mit, dass der Zug von Ploiest in

DER KRIEGSGEFANGENE

*Deutsche Heimat, deine Lande
nur noch einmal frei der Bande
mit versehntem Aug' zu grüßen
und auf wandermüden Füßen
deine Erde zu betreten, ist mein Beten.*

*Nur noch einmal deine Felder,
deine dunkeldichten Wälder,
wo auf grünen Kiefernzweigen
sprießend helle Kerzen steigen,
deine Wälder zu betreten, ist mein Beten.*

*Nur noch einmal deine Heiden,
deine Blumenhügelweiden,
die in roten Lichtern glänzen,
buntgeschmückt von Blütenkränzen,
deine Heiden zu betreten, ist mein Beten.*

Edwin Erich Dwinger
Eingesandt von *Heidrun Trein*

Richtung Kronstadt um fünf Uhr abfahren würde. Wir ließen die Pforte hinter uns. Es war zwar dunkel als wir das Lager verließen, aber ein unbeschreibliches komisches Gefühl der Freiheit hatte uns erfasst. Keine Bewachung mehr! Jeder konnte nach eigener Lust handeln! Bei mir, nach fast sechs Jahren Kriegsgefangenschaft.

Ungefähr 15 Mann, die wir uns „Draußen“ zur Heimfahrt entdeckten, beschlossen, die rund 15 bis 18 Kilometer bis Ploiesti zu Fuß zu gehen.

Jeder von uns wollte so schnell wie möglich diesen Ort verlassen, um nach Hause zu gelangen. Wenn wir zuerst auf der dunklen, unbekanntem Landstraße nach Ploiesti noch eine Gruppe bildeten, verlieren sich die Einzelnen bald in Vorseilende, Zurückbleibende und Einzelgänger. Immer langsamer wurde unser Gang, doch unentwegt marschierten wir der Stadt entgegen, wo die ersten Leuchtzeichen zu sehen waren. Je mehr wir in die Nähe der Stadt gelangten, umso mehr erschrakten uns die Hunde in den Gehöften. Nach etwa drei bis vier Stunden Marsch begann es zu dämmern und wir fragten die ersten Leute die zur Arbeit gingen nach unserem Weg zum Bahnhof. Bereitwillig sagten sie Bescheid, sehend woher wir kamen.

Auf dem Ploiester Bahnhof trennten sich die Schicksalswege der Kriegsgefangenen. Als der Arbeiterzug eingefahren war, suchte ich mir einen Platz im Gang des Waggons, wo mein kleiner Holzkoffer aus Rostow mir als Sitzgelegenheit diente, um nicht angeglotzt und ausgefragt zu werden. Sehr langsam fuhr der Zug der Heimat zu.

Um die Mittagszeit stieg ich aus dem Waggon in den Kronstädter (alten) Bahnhof. Viele Erinnerungen kamen auf, doch es schien hier eine andere Welt geworden zu sein. Um mir die Zeit bis zur Abfahrt des Arbeiterzuges in Richtung Sf. Gheorghe zu vertreiben, bummelte ich herum. Auf dem Bahnsteig erblickte ich auf einer Bank sitzend meinen ehemaligen Physikprofessor W. Er sah erbärmlich elend aus. Ich gab mich zu erkennen und wollte ihm von seinem Sohn Günther (meinem ehemaligen Klassenkameraden) berichten, doch er winkte willenslos ab und den Tränen nahe entnahm ich, dass er wusste wo Günther gefallen sei. (Prof. W. musste unschuldig auf dem Schlossberg eine schwere Zeit ertragen.)

Schon zeitig setzte ich mich in ein Abteil des Nachmittagzuges in Richtung Tartlau und hinausblickend erkannte ich Rosi R. (hinter der Kirche), wie auch sie, wie viele andere Leute, aus der Arbeit kommend zum Zug strömten. Wie gut tat es wieder eine Tartlauer Jugendbekannte zu erkennen. Ins Abteil gesellten sich immer mehr rumänische und ungarische Arbeiter und auch Frauen. Kurz nach 16 Uhr fuhr der Zug ab. In dem Getümmel wurde ich nicht beachtet. Von Honigberg weiterfahrend erblickte ich den Tartlauer Kirchturm und meine innere Spannung wuchs. Am klei-

nen Bahnhof (Ilieni) stiegen viele Leute aus dem Zug, wobei mir einige Gesichter bekannt vorkamen.

Auf dem Tartlauer Bahnhof angekommen, blieb ich bei den Letzten die ausstiegen, um nicht die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Es war am Nachmittag des 28. April 1951 als ich wieder Tartlauer Boden betrat. Langsam ging ich den bekannten Weg. Auf der Tannenallee erwarteten mich zwei junge Männer. Dem Aussehen nach schienen es Sachsen zu sein. Ich grüßte unauffällig und ins Gespräch kommend stellte es sich heraus, dass der eine mein Cousin Christian B. war, den ich seit sieben Jahren nicht mehr gesehen und der nun als ein erwachsener Mann vor mir stand. Der andere war sein Nachbar Michael B., aus Rosenau stammend, der mit Risi B. verheiratet, diese beide nach Russland verschleppt, sich dort kennen lernten. Zu meiner Frage was meine Eltern angeht wurde mir vorsichtig mitgeteilt, dass ein rumänischer Tierarzt und zugleich Parteisekretär der R.K.P. von Tartlau auf unserem Hof wohne, da man den Sachsen alles enteignet hatte, aber ganz genaues dazu würde ich schon noch erfahren. Betrübt gingen wir drei langsam die Langgasse-Gassmer hinauf. Alles schien mir, trotz der ersten Frühlingsboten der Natur, grau und ungepflegt zu sein.

Am Geburtshaus in der Gassmer angekommen, ging mein Blick auf das Gesimse des Hauses, wo noch immer in gotischen Buchstaben stand: „Wer Gott vertraut hat wohl gebaut“. Wie wahr durfte ich dieses kurz empfinden. Ich ging, langsam am mich schauend in den mir wohlvertrauten Elternhof. Ein mir unbekannter, rumänisch aussehender Mann kam mir entgegen, dem ich sagte, dass ich zu meinen Eltern möchte. Auf der linken Seite des Hofes zeigten sich einige Männer, die dort herumwerkten. Ich stand nicht lange da. Plötzlich kam meine Mutter aus dem unteren Stübchen auf der rechten Seite hervor, laut unwillkürlich rufend: „Ach Harr Je, der Mischi!“ Schluchzend fiel sie mir um den Hals. Ich wurde in das Zimmer hinein gezerrt, wo auch Vater mit Tränen mich begrüßte. Nun brach es auch aus mir heraus. Die Tränen des Wiedersehens nach so langen Jahren und der entrechteten Situation unserer Machtlosigkeit wollten erst-mals verschmerzt werden. Mutter fragte mich, als ich so erbärmlich im russischen Gewand vor ihr stand, was ich zuerst essen möchte? Einen Milchkaffee, der so lange vermisst war. Kurz wurden mir die unvorstellbaren Zustände in Haus, Hof und Sachentum in der Gemeinde und im allgemeinen geschildert. Doch die Hauptsache für mich war die Genugtuung, im Elternhaus frei zu sein.

Es dauerte nicht lange an diesem Samstagnachmittag, bis man in der Nachbarschaft und bei den Anverwandten erfuhr, von meiner Heimkehr, genau so geschehen auch bei Georg K., meinem Schulkameraden, der einen Tag vorher heimkam.

Am Sonntag riefen die Glocken zum Kirchengang, wo gerade in schlechten Zeiten die Sachsen moralische Zuflucht fanden. Gemeinsam mit den Eltern machte ich mich auf den Weg dorthin. Auf der Allee neben der Kirchenburg angelangt, kamen mir so manche schöne Erinnerungen in den Sinn. Ich blickte in die „Turnschule“, wo wir als Kinder der Blasmusik lauschten und um die Ringmauer tummelten. Ich suchte die Bänke, wo vor allem in der Kriegszeit die sächsischen Mädels ihre melancholischen Lieder so inbrünstig sangen, als ahnten sie, was die Zukunft bringen sollte.

Natürlich ging mein Blick auch zum Raderebischen und den Pechnasen der Ringmauer, doch gebannt musste ich auf der Mauer in großen roten rumänischen Buchstaben „VOTATI SOARELE“ lesen. Es blieb mir keine Zeit dazu schnell genaueres zu erfahren, doch ein Nachgeschmack blieb haften.

Wieder in der heimatlichen Kirche, wo man getauft und konfirmiert wurde, hielt Herr Pfarrer Otto Reich, wie eh, den Gottesdienst vor versammelten Kirchengängern, doch eins ist mir gleich aufgefallen, dass die sächsischen Lehrer fehlten. Der Herr Pfarrer predigte wie immer beherzt und rührend. Öfters schweiften seine Blicke in die dritten Männerbänke, wo ich neben meinem Vater saß. Nach dem Gottesdienst bedankte ich mich für den Briefwechsel mit mir als Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Viele Fragen und Begrüßungen vor der Kirche mussten noch vonstatten gehen.

Am 2. Mai machte ich vormittags eine Rundfahrt mit dem Fahrrad durch die Hauptstraßen der Gemeinde. Dabei stieß ich gegen 11-12 Uhr auf einen großen Menschenauflauf beim Haus Nr. 48 auf dem Steinreg. Hier fand ein Meeting der P.K.R. statt. Unter der Leitung und Rede des Mitgliedes im Z.K. und frühere Außenministerin A.P., wurde die (willkürliche) Inbesitznahme dieses großen Hofes mit sämtlichen Gebäuden an die Kollektivbauern von Tartlau und auch als Kindergarten vorgesehen, gefeiert. Die Fürsorge der Partei für das Volk wurde mehrmals her-

vorgehoben. Hurra- und Lobesrufe für die Partei erschallten immer wieder in rumänischer Sprache. Zum Schluss wurde der „Hora“ zu den Klängen einer kümmerlichen Blasmusik getanzt. Beim Haus von Platzkoi, gegenüber, neben einem Kastanienbaum stehend, verließ ich beizeiten dieses beklemmende Spektakel.

Am Nachmittag ging ich mit meiner Cousine Rosi R. zum sächsischen Jugendtreff bei Hans M. (hinter der Kirche), der im Garten seinen Schoppen als Tanzplatz zur Verfügung stellte, dazu Martin K. mit der Ziehharmonika die Musik machte. Auch Georg K., neulich heimgekommen, ist da. Nur einige fast gleich alte Jugendliche erkannten wir wieder. Die meisten Mädchen und Burschen waren in den vergangenen Jahren stark nachgewachsen und nicht identifizierbar und auch umgekehrt. Kurz entschlossen stellte ich mich den schweigenden Jugendlichen vor, um so das erfreuliche gemeinsame Zusammensein nicht zu belästigen. Als Schlafstätte hatte mir die Mutter den Divan im ersten kleinen unteren Zimmer, das notgedrungen als Küche dienen musste, hergerichtet. Es war nicht das Idealbett, doch ich schlief trotzdem gut drauf, musste ich doch jahrelang die blanke Erde, hölzerne und eiserne Pritschen, Gedränge, Lärm und allerlei Ungeziefer zum Schlafen ertragen.

Einige Tage später, während dem Schlaf hörte ich scheinbar träumend leise klingende, sanfte Klarinettenöne, die sich wohl in das gehärmte Gemüt hineinlassen. Erst nach einer Weile merkte ich, dass es nicht ein Traum einige tausend Kilometer weit weg, sondern hier in Tartlau, vor meinem Fenster zu hören war. Ich erhob mich von der Schlafstätte, schaltete das Licht an und genoss die schönsten Empfindungen der heimatischen Klänge. Die zwei Gassmerburschen Hans B. und Hans mit ihren Klarinetten und Kurt Sch. mit dem Baßflügelhorn überraschten mich im Schlaf mit dem „Ständchen“. Nach drei Melodien bat ich die Burschen in das kleine Kämmerlein und bis in den Morgen wurde ein wenig gefeiert. Bis Heute eine der schönsten Erinnerungen an Tartlau: Augenblicke der Zusammengehörigkeit der Sachsen, auch in der unsicheren Hoffnungslosigkeit für die Zukunft!

Was wird in 50 Jahren 2051 sein???

Michael Türck (Böblingen)

Union: Entschädigung auch für Deutsche

Berlin. (AP) Die Union dringt weiter darauf, auch ehemalige deutsche Zwangsarbeiter zu entschädigen. Die mehr als eine Million nach dem Zweiten Weltkrieg nach Osteuropa deportierten Deutschen dürfen nicht „als Opfer zweiter Klasse“ behandelt werden, sagt der vertriebenenpolitische Sprecher der CDU/CSU-Fraktion, Hartmut Koschyk. Die Bundesregierung müsse sich entweder bei den verantwortlichen Staaten für eine Entschädigung einsetzen oder das Problem selber lösen.

Rot-Grün lehnt die Entschädigung deutscher Zwangsarbeiter ab. „So tragisch, schmerzhaft und groß das Leid für die Betroffenen war und ist, es hatte seine Wurzeln im vorausgegangenen NS-Unrecht“, hieß es bereits Mitte Juli. Eine Entschädigungs-Initiative gegenüber dritten Staaten sei nicht beabsichtigt. Koschyk betonte, die Union werde sich damit nicht zufrieden geben.

Trein aus „BdV-Nachrichten“, Sept./Okt./Nov. 2001

Was am 11. September 2001 in Amerika geschehen ist bewegt auch uns Tartlauer Es wird nicht mehr so sein wie es einmal war

Der 11. September 2001 ist einer der Tage, die in die Geschichte der Menschheit eingehen werden. Fassungslos haben wir alle das Geschehen in den USA, in den Städten New York und Washington, verfolgt.

Ein Terroranschlag, wie wir ihn alle nicht für möglich gehalten hätten, hat nicht nur die USA, sondern die ganze zivilisierte Welt getroffen. Noch immer ist die Zahl der Opfer nicht eindeutig feststellbar, aber diese Zahl liegt auf jeden Fall jenseits unserer Vorstellungen.

Unser Mitgefühl gilt den Opfern und ihren Angehörigen. tr.

„Erlauschtes aus Tartlau“

von *Katharina Roser*

Der Herr Doktor

Es war einmal ein rumänischer Arzt in Tartlau, der von der Bevölkerung sehr geschätzt wurde. Nur mit der deutschen Sprache haperte es bei ihm. So kam es, dass ein altes sächsisches Mütterchen, die aber kein einziges Wort rumänisch verstand, zu ihm kam und ihm alle ihre Wehwehchen offenbarte. Ach, die Arme hatte es im Kreuz und in den Füßen, konnte kaum mehr laufen und auch sonst war manches nicht in Ordnung.

Der Doktor untersuchte sie gründlich und lang, verschrieb ihr Arznei und sagte dann zu ihr: „Müssen stehen drei Tage in Bett, dann werden wieder alles gut.“ (stai 3 zile in Pat) –

Entrüstet kam die Frau nach Hause und meinte zur Nachbarin: „Stall der vor Annschen, der Doktor huot gesaut, ech sel ant Bät stauen, – wei soal ech duat nor machen, dau ech mech scher nätch mieh af den Foiben hualden kon.“ (Stell dir vor, Annschen, der Doktor hat gesagt, ich soll ins Bett stehen, – wie soll ich das nur machen, da ich mich schier nicht mehr auf den Füßen halten kann“.)

Die Geschichte des Menschen ist die Geschichte des Verrats

„Ich liebe den Verrat, hasse aber den Verräter“, meinte – nach Plutarch – Cäsar. Mit 56 Jahren wurde er von Verrätern ermordet. Die Geschichte des Menschen ist die Geschichte des Verrats. Ein Verräter führte 480 v.Ch. die Perser an den Thermopylen in den Rücken der Spartaner des König Leonidas. Durch einen Kuss verriet Judas für 30 Silberlinge Jesus an die Häscher. Atomverräter stellten das Gleichgewicht des Schreckens zwischen den Supermächten her. Werden Verräter auch den Krieg in Afghanistan entscheiden? „Vermutlich gelangt bin Laden nur durch Verrat in die Hände der Amerikaner“, sagt Scholl-Latour. „Die beste Waffe in diesem Konflikt ist Verrat“, meint John Simpson im „Sunday Telegraph“. Sollen die Menschen also einmal mehr auf einen Verräter hoffen?

Irak

Bombt Amerika den zweitrangigen Feind? Kein Zweifel: Bin Laden hatte Unterschlupf bei den Taliban gefunden. Aber Afghanistan besitzt weder Atomraketen noch chemische Kampfstoffe oder bakteriologische Waffen. Die lagern – Atomsprengköpfe vielleicht, aber nicht sicher ausgeschlossen – im Irak des Saddam Hussein, genug, um Millionen auszulöschen. Was ist, wenn die Spur des Anthrax beweisbar dorthin führt? Könnten und würden die USA noch einen weiteren Vergeltungsschlag gegen einen zweiten islamischen Staat führen? Einige der US-Alliierten haben schon jetzt kalte Füße. Es gibt, grollte Churchill, „nur eines, das schlimmer ist, als mit Alliierten Krieg zu führen: ohne sie Krieg zu führen.“

Zeit

Zehn Jahre ist es her: 1991 forderte der Krieg in Somalia 20.000 Tote und die „Operation Wüstensturm“ gegen den Irak 100.000 Tote. Im selben Jahr zerfiel das „Reich des Bösen“, die Sowjetunion wurde aufgelöst. Die EG gebar die EU. Und der Bundestag wählte Berlin zu Deutschlands Hauptstadt – mit nur 338 zu 320 Stimmen. Zehn Jahre ist das alles her. Schon oder erst? Wie mag die Welt nach den nächsten zehn Jahren aussehen, wie werden wir uns dann an den 11. September erinnern?

Unterschiede

Das Mitleid fortschrittlicher Kräfte in Deutschland wird offenbar unterschiedlich verteilt. Einst schienen so manchen Verfolgungen in Afrika stärker zu beeindrucken als Verfolgungen in der DDR. Heute scheinen die unschuldigen Opfer in Afghanistan so manchen mehr zu bewegen als die unschuldigen Opfer der Twin Towers. Oder täuscht der Eindruck?

Definition

„Ein Intellektueller“, sagte Amerikas 34. Präsident Dwight D. Eisenhower, „ist ein Mann, der mehr Worte braucht, als notwendig sind, um weniger zu sagen, als er weiß.“

Trein, aus „Bild“ (Claus Jacobi)

„Jetzt erst hat das 21. Jahrhundert begonnen.“

Amos Oz,

Schriftsteller, nach den Terroranschlägen gegen Amerika



M O R D I N T A R T L A U !

Rosi Junesch wurde wegen 6 Millionen Lei (ca. 430 DM) und 4 Packungen Kaffee bestialisch ermordet

Rosi Junesch aus Tartlau wurde auf bestialische Weise, durch vier Messerstiche, die ihr Herz durchbohrten, ermordet.

Der Leichnam wurde von ihren Nachbarn aus Steinreg entdeckt, die auch die Polizei verständigten. Eine aus Polizisten und Staatsanwälten bestehende Einsatzstaffel stellte fest, dass die Frau auch einen Halsbruch (offensichtlich Kehlkopffraktur) erlitten hatte. Nach ersten Erkenntnissen stellte man fest, dass ein Nachbar des Opfers, ein 24-jähriger Jugendlicher, der Mörder sein könnte, der mit Raubabsichten in ihr Haus eingedrungen war. Nachdem er kaltblütig gemordet hatte, verschwand der Verbrecher und wird nun mit Haftbefehl verfolgt.

In den Mittagsstunden des 17. September klopfte der 24-jährige Dorin Florin Petrica an der Pforte seiner 74-jährigen Nachbarin Rosa Junesch, wohnhaft in Steinreg 57. Sie lebte allein, war niemals verheiratet und kinderlos. Sie war kriegsversehrt und hatte an diese Zeit eine traurige Erinnerung: Die durch einen Granatsplitter amputierte linke Hand. Ganz dreist verlangte der junge Mann von der Frau einhunderttausend Lei. Er wusste, dass sie ihn nicht ablehnen würde, da sie ihm nicht das erstmalige Geld gegeben hatte. Rosi Junesch lud ihn ein ins Haus zu kommen und gab ihm einen Teil des verlangten Betrages. Dabei erspähte Dorin Florin Petrica den Aufbewahrungsort des Geldes und kehrte um 22 Uhr zurück. Die Tatsache, dass er die Absicht hegte ins Haus der Frau zurückzukehren, um das Geld zu rauben, erhärtet den Tatbestand des Vorsatzes für seine Taten, meinen die Untersucher. Er betrat das Haus nicht mehr durch den Vordereingang. „Ich stieg über den Zaun und betrat das Grundstück von rückwärts“, erklärte der junge Mann. In der Sommerküche stieß Dorin Florin Petrica die Frau zu Boden und rampte ihr ein Küchenmesser viermal ins Herz. Mit letzten Kräften bat ihn die

alte Frau nicht mehr zuzustechen. „Sie flehte mich an, nicht mehr zu schlagen!“ Doch die Bestie erhob sich nicht vom Körper der Frau, ehe er sein Werk vollendet hatte. Nach ersten Ermittlungen stellten die Untersucher fest, dass die Frau außer den vier Messerstichen auch einen Halsbruch (Kehlkopffraktur) erlitten hatte. Nachdem sie der Mörder zum Schweigen gebracht hatte, stöberte er nach Geld, nahm sechs Millionen und vier Packungen Kaffee an sich und verschwand. Am folgenden Tag, dem 18. September, abends wurde der Leichnam der Frau von zwei entsetzten Nachbarinnen mit dem Gesicht nach unten gekehrt, am Boden liegend vorgefunden, die anschließend die Polizei einschalteten. Der Leichnam wurde in das Rechtsmedizinische Institut gebracht, dessen Mitarbeiter einen besonders grausamen Tod der Frau attestierten. „Der Tod trat durch akute Herzinsuffizienz ein, die durch Stich- und Schnittwunden am Herz und am linken Lungenflügel verursacht wurde“, hieß es im rechtsmedizinischen Bericht.

Drei Tage nach dem abscheulichen Mord von Tartlau an einer alten Frau, die durch vier Messerstiche ins Herz ermordet wurde, konnte der mit Haftbefehl gesuchte Täter von Polizisten in Lugosch, Kreis Temesch, gefasst werden. Am Abend des 20. September wurde Dorin Florin Petrica von der temeschwarer Polizei im Hause seines Onkels „geschnappt“ und am folgenden Tag der Justizbehörde Kronstadt übergeben. Im Laufe des gestrigen Tages wurde er der Staatsanwaltschaft Kronstadt zur Untersuchung wegen Mordverbrechens vorgeführt. Die Staatsanwälte von Kronstadt haben auf seinen Namen einen 30-tägigen Haftbefehl ausgestellt.

Er wird in die Haftanstalt Jilava eingewiesen und einer psychologischen Fachuntersuchung unterzogen werden.

Aus „Transilvaniaexpress“ von Bianca Lazar, vom 23. September 2001

(Die Übersetzung aus dem Rumänischen besorgte Horst Kaiser, Taufkirchen)

Anmerkung des Herausgebers: Der Mörder ist das Enkelkind vom Fußballspieler „Florea“.

Zwei Daten – über eine Million Schicksale

Vor 60 Jahren begann der Leidensweg der Deutschen in Russland

Vor 50 Jahren wurden 40.000 Banater Schwaben und Angehörige anderer Nationalitäten in die Baragan-Steppe deportiert

Anlässlich des 50. Jahrestages der Deportation von rund 40.000 Menschen aus dem Banat erklärte BdV-Präsidentin Erika Steinbach, Mitglied der Arbeitsgruppe „Vertriebene und Flüchtlinge“ der CDU/CSU-Bundestagsfraktion:

In diesen Tagen jährt sich zum 50. Mal die Verschleppung von 40.000 Banater Schwaben und Angehörigen anderer Nationalitäten aus dem Banat in die unwirtliche Baragan-Steppe im Südosten Rumäniens. Im Juni 1951, sechs Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, wurden mitten im Frieden schuldlose Menschen in Viehwaggons geladen, in das „Sibirien Rumäniens“ transportiert, auf offenem Feld ausgeladen und sich selbst überlassen.

Diese „Zwangsumsiedlung“ betraf hauptsächlich Deutsche, aber auch andere Nationalitäten aus 172 Ortschaften und war eine willkürliche Massnahme der stalinistischen rumänischen Staatsführung. Getroffen werden sollte der „Klassenfeind“, zu dem man hauptsächlich die in Rumänien lebenden Angehörigen der deutschen Volksgruppe zählte. Diese Deportation war für die Deutschen in Rumänien besonders schlimm, weil diese Volksgruppe bereits wenige Jahre zuvor durch eine Deportation größten Ausmaßes dezimiert worden war. Im Januar 1945 waren etwa 70.000 Banater und Sathmarer Schwaben sowie Siebenbürger Sach-

sen zur Zwangsarbeit nach Russland deportiert worden, von denen bis 1949 nur wenige zurückkehrten.

Die heutige rumänische Regierung hat sich von kommunistischen Menschenrechtsverletzungen distanziert und die Deportationen bedauert. Es ist unsere moralische Pflicht, den Überlebenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und der Opfer zu gedenken. Es ist aber auch unsere Aufgabe, diese Misshandlungen und Diskriminierungen unschuldiger Menschen der Öffentlichkeit vor Augen zu führen. Auch die Erinnerung an diese Deportation soll im „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin ihren Platz finden. (SAV)

Train, aus „CDU/CSU - DUD Sonderdienst vom 9. 7. 01, Nr. 13

Nächstes Jahr werden es auch 50 Jahre, dass viele Tartlauer evakuiert wurden. Es wäre angebracht, dass von diesem Schicksal Betroffene bis zur nächsten Ausgabe des Heimatboten ihr persönliches Schicksal schildern würden, um gemeinsam an dieses Ereignis kommunistischer Willkür zu gedenken. *Train*

WICHTIGE MITTEILUNG UND ZUGLEICH EINLADUNG!

Bitte vormerken:

Das 11. Tartlauer Treffen mit Vorstandswahlen wird am 8. Juni 2002 in Crailsheim-Ingersheim abgehalten.

Zur Quartierbeschaffung liegt dem Heimatboten der Zimmernachweis der Stadt Crailsheim bei.

Der Vorstand

Miniklassentreffen des Jahrganges 1936 und Reisebericht stattgefunden vom 19. April bis 4. Mai 2001 und zwar in den USA bei Rosi Decareau, geb. Kaiser, ehemals wohnhaft in Tartlau, Eschergasse 99

Vor gut 50 Jahren, als Rosi Tartlau in Richtung Österreich verließ, hätten wir wohl kaum geträumt, dass es jemals wahr werden könnte, uns nach einem halben Jahrhundert in den USA wieder zu treffen. Doch siehe, es wurde wahr!

Es begann eigentlich 1991 anlässlich eines Sachsentreffens in Dinkelsbühl. Zu diesem war Rosi aus den USA angereist, eben als echte Tartlauerin und äußerte den Wunsch, alle Klassenfreunde mal wieder zu sehen. Dieser Anstoß wurde dann von Michael Trein als Organisator in die Tat umgesetzt. So fand 1992 ein gelungenes Klassentreffen der Jahrgänge 1935 und 1936 in Crailsheim-Neuhaus statt, unsere Rosi aus den USA selbstverständlich dabei. Von da an blieb die Verbindung zwischen Rosi Decareau und uns über Briefwechsel intakt. Im Jahre 2000, anlässlich eines Europa- und Deutschlandbesuches, zusammen mit ihrem Robert, improvisierten wir in Crailsheim bei Rosi Göbbel (Römer) ein kleines, unterhaltsames Treffen. Eben bei diesem Treffen lud uns dann Rosi Decareau zu ihrem 65. Geburtstag nach den USA ein.

Im April 2001 war es dann so weit, dass wir uns aufrafften und über den Teich flogen. Dabei waren: Rosi Göbbel, Rosi Donath, Katharina Bruckner (geb. Schmidt - Neugasse) mit Ehemann Gustav und Katharina Kirres.

Unsere Flugroute war Stuttgart - London - Boston. Dort angekommen, wurden wir von Robert, Rosi Mann und ihren beiden Söhnen am Flughafen erwartet. Von da an ging die Reise mit einem Kleinbus und einem PKW für das Gepäck nach Amherst im Bundesstaat New Hampshire, die Ortschaft wo Rosi wohnt. Die Freude des Wiedersehens war allseits groß. Wir wurden mit köstlichem Essen und Getränken empfangen.

Das Haus, ein für die Gegend typisch amerikanisches Holzhaus, ist mit über Erwarten wertvollen und kostbaren Ölbildern, Möbeln und Teppichen ausgestattet. Es liegt märchenhaft schön. Der Wald reicht bis zur Haustüre und somit sind viele Wildtiere als nächste Nachbarn zu beobachten, wie Rehe (diese vernachlässigen der Rosi ihre Tulpen als Leckerbissen), Eichhörnchen, Truthähne, verschiedene Vögel u.a. Die zwei Wochen dort hatten wir für die Gegend und Jahreszeit ganz ungewöhnlich hervorragendes Bilderbuchwetter mit ständig blauem Himmel, wunderschönem Sonnenuntergang und dann klarem Sternenhimmel.

Die ersten Tage haben wir im Kreise der Familie und in der Umgebung verbracht. Rosi und Robert haben vier Töchter und zwei Söhne, dazu noch Enkel und auch schon Urenkel, also eine recht stattliche und schöne Familie. Alle waren auch sehr nett zu uns, nur, wir hatten halt Sprachschwierigkeiten und konnten uns nur mit Rosi Hilfe verständigen. In dieser Zeitspanne besuchten wir in der Umgebung Städte mit schönen Einkaufszentren und sonstigen Sehenswürdigkeiten, wie Nashua, Milford und Manchester, wo wir in der Kathedrale einem katholischen Gottesdienst beigewohnt haben.

Nun sind wir aber nicht mehr die Jüngsten, leider, Rosi mit Robert auch nicht. So waren wir bei längeren Fahrten über größere Strecken auf die Söhne unserer Gastgeber angewiesen. Diese waren ihrerseits richtig aufopfernd, denn für unsere Fahrt zum Niagara-Wasserfall und später nach Boston haben sie sich sogar Dienstreise genommen.

So ging's dann am 4. Tag zum Niagara-Wasserfall. Die neunstündige Anfahrt war ziemlich anstrengend. Leider sind wir, weil verspätet abgefahren, abends dann reichlich spät angekommen, um noch günstigstes Licht für Ansicht und Fotos zu haben. Am nächsten Morgen war dann, nochmals leider, nicht das ideale Wetter zum Verweilen, weil richtig kalt und windig. So haben wir dann nach kurzer Besichtigung auch der kanadischen Seite des Wasserfalles unsere Neu-England-Autotour im Kleinbus des Sohnes Loren fortgesetzt. Es ging vorbei am Fingersee, dann kurze Besichtigungen bei der Durchfahrt der Städte Geneva und Albany, letztere ist die Hauptstadt des Bundesstaates New York. In der Stadt Salem dann (diese liegt schon im Staate Massachusetts), besuchten wir das berühmte Witch Museum und wohnen hier auch einer nachgestellten, gänsehauttreibenden Inszenierung von Hexenprozessen und Exekutionen bei (Puppenshow, aber unheimlich authentisch). Dieses grausam-tödliche Spektakel ist Touristenattraktion und erinnert an geschichtliche Fakten, nämlich Salem als Schauplatz von Hexenjagd und Hinrichtungen im 17. Jahrhundert. Anschließend gelang es uns noch auch

einen Abstecher auf den Bilderbuchort Marblehead in diese Tour einzubeziehen.

Am 27. April feierten wir den Geburtstag Rosi's, unserer Gastgeberin, denn schließlich waren wir ja eben aus diesem Anlass da. Die Feier fand beim Sohne Loren statt. Er und seine Frau Katja haben es sich nicht nehmen lassen, diese Feier in eigener Regie zu gestalten und ihre Mutter samt deren Gäste auf's Trefflichste zu bedienen.

Die wohl interessanteste Episode unserer Reise war der Besuch von Manhattan, des berühmtesten und wichtigsten Stadtteiles der Großstadt New York. Mit einem Kleinbus-Mietauto sind wir für zwei Tage hingefahren, wobei die Anfahrt vier Stunden dauerte. Die erste Rast nach unserer Ankunft gönnten wir uns im wunderschönen Pepsiko-Park. Es folgte eine Stadtrundfahrt im Kleinbus durch Manhattan, dann zu Fuß weiter, um zu erkunden, zu sehen und zu fotografieren. Hier einige unserer Besichtigungen: Die römisch-katholische Sankt-Patriks-Kathedrale (im Stile der Dome von Köln und Amiens); der Empire State Building (ein 380 m hohes Hochhaus, darin arbeiten rund 25.000 Menschen, von der Terrasse im 102. Stockwerk ein hervorragender Ausblick und Fotomöglichkeiten, wir hatten selten gutes kristallklares Wetter). Im Rahmen unserer begrenzten physischen Kondition war dann dieser erste Tag auch schon um und wir mussten uns zum Kleinbus und weiter in unser Hotel begeben. Am nächsten Tag ging es dann mit einer zweiten Stadtrundfahrt weiter. Zunächst gelangten und besichtigten wir den Washington Square, ein geschichtsträchtiger Platz (zunächst Richtstätte und Begräbnisplatz für Hingerichtete und Seuchenopfer, später dann Truppenübungsplatz, letztlich kulturelles Zentrum, entstanden durch die Verlegung der New York University an den Platz). An der Nordseite des Platzes wurde zur Erinnerung an die Amtseinführung des Präsidenten Washington (1789) der Washington Arch errichtet, das berühmte Eingangstor (nach Vorbild Triumphbogen-Tor in Paris). Weiter ging die Fahrt bis zum Battery Park. Der im äußersten Süden von Manhattan gelegene Park nimmt im wesentlichen das einstige Gelände des 1811 erbauten Forts Castle Clinton ein, welches heute noch Nationaldenkmal ist. Von hier folgte die Überfahrt per Schiff zur Freiheitsinsel mit der berühmten Freiheitsstatue, welche wohl das bekannteste Wahrzeichen New Yorks und der USA ist. Von einer Besteigung der Statue per Aufzug und Treppen (im Inneren), als auch Besuch des Museums im mächtigen Podest der Statue wurde aus Zeitmangel abgesehen. Immer per Schiff fuhren wir dann weiter zur Insel Ellis-Island. Hier steht das Museum der ehemaligen Einwandererbehörde, wo auch unsere Freundin Rosi in den 50er Jahren durchgeschleust worden ist. Anschließend legten wir wieder in Manhattan an. Es begann der Heimweg. Zunächst ein Bummel durch die Wallstreet (das Finanzzentrum mit der Börse), dann vorbei an der Trinity Church (Dreifaltigkeitskirche – schöner neugotischer Bau), weiter über den Broadway, vorbei an der Columbus-Säule, dem Haus der UNO, dem Rathaus mit seiner goldenen Kuppel u.a. Gegen Abend dann schlüpfen wir reichlich müde in unseren Kleinbus und ab ging's nach Hause. Es folgten einige Ruhetage mit Sonnenbad auf der Terrasse bei Rosi, ein wenig Gartenarbeit, Kaffee mit Kuchen und Einkaufsbummel.

Als letztes Ziel folgte Boston, eine sehr schöne, europäisch geprägte Stadt und Hauptstadt des Bundesstaates Massachusetts. Hierher hat uns Rosi's Sohn David mit seinem Kleinbus gefahren, Rosi und Robert als Reiseleiter mit dabei. Zunächst machten wir eine Stadtrundfahrt, dann ging's zu Fuß weiter. Wir besichtigten schöne, große Einkaufszentren, dann den Zentral Park, wo wir einem typisch amerikanischen Konzert im Freien beiwohnten. Es folgte das State House mit seiner berühmten Goldkuppel (Regierungssitz des Bundesstaates), aber leider völlig verhangen wegen Renovierungsarbeiten, ganz frei jedoch war die Statue von J. F. Kennedy, der berühmteste Sohn dieser Stadt. Unser Rundgang führte uns weiter, aus dem historischen Stadtkern vorbei am stolz auf seinem Pferd posierenden George Washington, in das neuere Boston, wo der Geldadel der Stadt in seinem Hang zu urbanem Glanz einem Rausch baulicher Selbstinszenierung erlag. Nichts war zu kostspielig um nicht kopiert zu werden, von Stilelementen aus dem Paris des 19. Jh. (der ca. 80 m breite Boulevard mit statuenbestückten Parkstreifen) bis hin zur letzten Mode der gläsernen Wolkenkratzer. So besuch-



ten wir auch das Hancock-Hochhaus (241 m hoch, 62-stöckig), von dessen Aussichtsplattform wir uns Boston nochmals anschauen konnten. Gleich neben diesem riesigen Glaskasten steht die Dreifaltigkeitskirche, 1877 errichtet und eine der schönsten und originellsten Kirchen der USA. (Sie steht wie viele ältere Bauten in diesem Stadtteil auf unzähligen Holzpfählen, in das nicht ausreichende Fundament gerammt, die ständig feucht gehalten werden müssen, damit sie nicht verrotten.) Leider war die Zeit dann um, es wurde heimgefahren.

Am nächsten Tag, dem 2. Mai, übrigens der Geburtstag von Rosi Göbbel (Römer - Crailsheim), waren wir zu Rosi's Sohn David

Auf der Fähre vor der Freiheitsstatue.



eingeladen. Mit selbstgebackenem Hefeteiggebäck haben wir die Gastgeber überrascht und sie uns mit einer schönen Geburtstagstorte und einer Grillparty. Auch diese stellten sich als sehr nette Leute heraus, mit ausgeprägtem Familiensinn, nach Art der Siebenbürger Sachsen.

So waren denn zwei Wochen wie im Fluge vergangen. Wir werden uns immer gerne an diese unvergeßliche, schöne Zeit erinnern und bedanken uns auf diesem Wege bei unserer Rosi und Robert recht herzlich für die Liebe, Geduld und Gastfreundschaft, die sie uns erwiesen haben.

Es unterzeichnen: *Wir alle*

- HEIMAT -

*Ich hab' es lange nicht gewußt,
was Heimat sei und Vaterland.
Sprach's einer mit durchglühter Brust,
winkt' ich nur spöttisch mit der Hand.
Von meiner Tage Not gewürgt,
sprach ich mit haßverzerrtem Mund:
Nicht einmal hat für mich gebürgt
der Heimat hochgepriester Grund.*

*Hab' keinen Acker, und mein Feld
ist einer Kammer Dielenholz,
mir wuchs aus keiner eignen Welt
der Scholle harter Bauernstolz.
Wenn ich im Sonntagsfrieden ging
ins wülderfrohe Land hinein,
mein Herz ein böses Weh empfing
durch das Gefühl: es ist nicht dein.*

*Da kam des Krieges rote Flut –
ich hörte, wie die Erde schrie:
„Du bist mein Fleisch, du bist mein Blut!
Steh auf, steh auf und banne sie!“
Ein Rauschen sprang in meiner Brust
empor und wurde wilder Brand. –
Auf einmal ward es mir bewußt,
was Heimat heißt und Vaterland.*

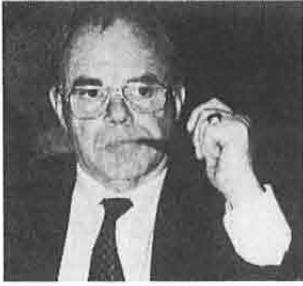
Alfons Petzold

Eingesandt von *Heidrun Trein*



Eingesandt von *Hans und Hermine Löx* aus Arpke

Günther Bodendorfer (Ehemann von Meta Kloos) – Wahlartlauer – dirigierte in Wolfsburg am 24. 6. 01 unter dem Motto „Ich hör so gerne Blasmusik“ 6 Blaskapellen mit insgesamt 120 Bläsern. Es war ein großer Erfolg. Auch der Heimatbote gratuliert nachträglich für die große Leistung.



Das Thema der Zeitgeschichte:

Beitrag des Senders *Radio Freies Europa* zum Zusammenbruch des Kommunismus

Von Hans-Joachim Acker

Hans-Joachim Acker alias Mircea Ioanid als einziger Siebenbürger Sachse über 28 Jahre als Redakteur bei der rumänischen Abteilung des Senders RFE tätig.

Schluß

Unterwegs hörte ich die Nachrichten und an erster Stelle die Meldung über das starke Erdbeben. Als ich am Englischen Garten in München um die Ecke bog, konnte ich schon im Gebäude mehr hell erleuchtete Fenster sehen als gewohnter Weise. Bei uns in der Redaktion war helle Aufregung. Noel Bernard, der bekannteste Direktor der rumänischen Sendeabteilung war ebenso schon da, wie auch viele andere Mitarbeiter, die in die Redaktion gekommen waren, um Einzelheiten zu erfahren. Noel Bernard hatte sofort die Programmleitung an jenem frühen Morgen übernommen, vorerst von der amerikanischen Sendeleitung die Genehmigung eingeholt, die Nachtsendung, die gewöhnlicherweise um 24 Uhr beendet wurde, zu verlängern. Was war also geschehen? Das beinahe Unglaubliche! Radio Bukarest und das Fernsehen hatten zeitweilig überhaupt nicht mehr gesendet und, als sie später die Sendungen wieder aufnahmen, mit keinem Wort das Erdbeben erwähnt. Ceausescu war, wie gesagt, außer Landes und niemand aus Partei und Regierung hatte den Mut, auf eigene Verantwortung irgendwelche notwendigen Anweisungen zu geben. Also verschwieg man einfach das Beben und wartete auf die vorzeitige Rückkehr des Herrscherehepaares. Aus zuverlässiger Quelle hatte man dann später erfahren, von welcher Panik das Exekutivkomitee der Partei befallen war, denn keiner der Genossen wusste so genau, wie man die Nachricht an Ceausescu weitergeben sollte, um ihn nicht ungnädig zu stimmen. Das war natürlich für den Sender Freies Europa die große Stunde. Mittlerweile bestätigten sich die Meldungen über die verheerenden Ausmaße des Bebens immer mehr, wir bekamen Nachrichten von einigen westlichen Botschaften in Bukarest, die selbst durch das Beben beschädigt worden waren.

Die Sendungen von RFE wurden dann eine ganze Woche lang rund um die Uhr in den Äther gestrahlt. (Gewöhnlicherweise begannen unsere Sendungen in der Früh um 5 und endeten um 9 Uhr morgens, wurden dann am Nachmittag um 16 Uhr bis Mitternacht fortgesetzt.)

Und dann geschah etwas ganz Außergewöhnliches. Noel Bernard organisierte ein Rundfunkgespräch mit zwei Architekten und einem Bauingenieur über die Ausmaße des Bebens. Während dieses Gesprächs rief ein in Deutschland ansässiger rumänischer Architekt an und teilte mit, er verfolge die Sendung, die ihm sehr interessant erschien und nun wolle auch er seine Meinung dazu äußern. Bernard ließ die telefonische Verbindung in die Live-Sendung zuschalten und es entwickelte sich eine sehr interessante Diskussion. Am Schluss der Sendung forderte Bernard – angeregt durch die Zuschaltung des rumänischen Architekten – die Landsleute in Rumänien auf, sich selbst telefonisch zu melden und ihrerseits zu beschreiben, was sie erlebt haben und wie es in Bukarest und in den anderen betroffenen Landesteilen aussieht. Man erwartete einige Telefonanrufe, was wir aber in den kommenden Tagen und Nächten erfuhren, war mehr als ein Wunder. Von jenem Augenblick an baute sich eine Brücke auf zwischen der Bevölkerung im Lande und den Rumänen und ehemaligen rumänischen Staatsbürgern, die im Ausland lebten. Radio Freies Europa wurde zu der Schaltstelle für weltweite Kommunikation. Die Rumänen im Ausland wollten naturgemäß Nachrichten über ihre Verwandten und Freunde erhalten und es entwickelte sich eine Solidarität, die nur zu selten in Rumänien festgestellt werden konnte, mit der Ausnahme einige Wochen während und nach der sogenannten Revolution von 1989. Interessant war für uns vor allem die Tatsache, dass die von Rumänien durchgeschalteten Telefongespräche von den rumänischen Telefonzentralen vermittelt worden waren – ergo handelte es sich um eine von „ganz oben“ genehmigte Aktion. Es gab aber nicht immer nur solch erhebende Augenblicke im langen Dasein dieses Senders. Die östlichen Geheimdienste haben nichts unversucht gelassen, um diese Stimme der Freiheit und Wahrheit zum Schweigen zu bringen. Besonders her-

vorgetan hat sich auch hier wieder die berüchtigte SECURITATE. Es gilt nun als erwiesen, dass der mittlerweile in Frankreich verurteilte Terrorist CARLOS auch beim Attentat vom Abend des 22. Februar 1981 auf das Gebäude am Englischen Garten eine Hauptrolle gespielt hat. Die Attentäter sollten eigentlich den zentralen Senderraum, von wo aus sämtliche Programme des Senders ausgestrahlt wurden, treffen, doch müssen sie an ihrem Vorhaben gehindert worden sein, denn sie zerstörten, weil die Bombe in Eile deponiert worden war, die Telefonzentrale des Senders.

Später wurde bekannt, dass Ceausescu bei Carlos das Attentat bestellt hatte und dafür 1 Million US-Dollar bezahlt hat. Diese Nachricht wurde vom Leiter der rumänischen Militärstaatsanwaltschaft VOINEA gegenüber der Deutschen Welle bestätigt. Ich habe innerhalb von 10 Jahren 4 Direktoren verloren. Alle mitsamt kamen unter äußerst mysteriösen Umständen ums Leben. Sie alle, Preda Bunescu, Noel Bernard, Mihail Cismarescu und Vlad Georgescu erlagen äußerst aggressiven Krebsleiden und verstarben innerhalb eines Jahres nach Ausbruch der Krankheit. Es ist bis heute nicht geklärt worden, was die Ursache dieses plötzlichen Ausbruches dieser Krankheit war, aber es sei nur daran erinnert, dass die Streikführer des Kronstädter Aufstands aus dem Jahre 1987 auf ähnliche Weise umgebracht worden sind. Mihai Pacepa, der ranghöchste Securitateoffizier, der 1978 Rumänien verlassen hat und auch heute noch mit einer anderen Identität in den USA lebt, hat in seinem Buch „Orizonturi Rosii“ (Rote Horizonte) die Methoden beschrieben. Und zwar entwickelte laut Pacepa die Securitate ein Strahlengerät, das an versteckter Stelle angebracht, sein Opfer bestrahlt und somit Krebs auslöst. Ich gehe davon aus, dass man Pacepa glauben kann, er muss es ja wohl wissen. Übrigens, Pacepa, der durch seinen Überlauf den ganzen osteuropäischen Geheimdienst in immense Schwierigkeiten gebracht hatte, wurde seinerzeit in Rumänien zum Tode verurteilt. Dieses Urteil ist bis heute nicht aufgehoben worden und so lebt er weiterhin in den USA an einem unbekanntem Ort.

Ebenfalls mit dem Buch von Pacepa im Zusammenhang und dem Tod meines letzten Direktors Vlad Georgescu, möchte ich noch folgendes bemerken: Die Enthüllungen von Pacepa betrafen insbesondere das Herrscherehepaar Ceausescu. Vlad Georgescu beschloss, Auszüge aus diesem Buch zu senden. Davon bekamen die Herrschenden in Bukarest Wind (es gab ja leider auch in unserer Redaktion Spitzel – wie sich nach der sog. Revolution aktenkundig erwies) und Georgescu wurde folgende mündliche Mitteilung aus Bukarest überbracht. Wenn du Auszüge aus dem Pacepa-Buch sendest, wirst du innerhalb eines Jahres nicht mehr unter den Lebenden weilen. Die Auszüge wurden gesendet und nach etwa 3-4 Monaten stellten sich bei Georgescu Schwindelanfälle, Übelkeit und Konzentrationsschwächen ein. Es wurde ein mandaringroßer Tumor im Gehirn festgestellt, woran der Direktor dann tatsächlich nach wenigen Monaten starb. Es klingt für manche wahrscheinlich wie ein Kriminalroman, aber glauben Sie mir bitte, ich habe Ihnen hier wirklich keine Märchen erzählt.

Aber weiter zum gleichen Thema. Anfang der 70er-Jahre wurde der Leiter der beliebten Musiksendung für die rumänische Jugend CORNEL CHIRIAC in München-Schwabing auf offener Straße mit einem Schraubenzieher von einem Jugendlichen erstochen. Und Emil Georgescu, der Leiter der Sendung „Actualitatea Românească“, wurde in seiner Tiefgarage in München-Haar mit 26 Messerstichen von zwei gedungenen Mördern niedergestochen. Er starb wenige Monate nach diesem Attentat an „Krebs“ in einem Münchner Krankenhaus.

Die Leiterin unseres Pariser Büros, Monica Lovinescu, die eine unter den rumänischen Intellektuellen sehr beliebte Sendung „Teze și Antiteze la Paris“ wöchentlich ausstrahlte, wurde im Treppenhaus ihrer Pariser Wohnung krankenhauserreif geprügelt. Etliche Versuche, unter den Mitarbeitern des Senders in München Angst zu streuen, gingen auch nicht fehl. Im Casino des

Senders wurden in den 50er-Jahren vergiftete Salz- und Pfefferstreuer sichergestellt.

Wir, die Angestellten, die Redakteure, wurden angewiesen, nachts, wenn wir den Sender verlassen, den PKW unter Augenschein zu nehmen, um eventuell verdächtige Spuren zu entdecken. Auch wurden wir angewiesen, nicht immer den gleichen Weg nach Hause zu nehmen.

Nach der sog. Revolution hofften wir alle, dass in Rumänien wirklich eine neue Zeit angebrochen sei. Es hat sich tatsächlich auch viel Neues ereignet. Gleich im Jahre darauf fingen wir an, in Bukarest ein eigenes Nachrichtenbüro einzurichten und junge Journalisten zu rekrutieren. Was auch gelang. Wir konnten alle wieder nach Rumänien reisen, was ja vorher für uns Mitarbeiter des Senders streng verboten war, standen wir doch auf der Abschlusliste an oberster Stelle.

Wie ich eingangs erwähnte, war das oberste Ziel des Senders Freies Europa seine Selbstauflösung, d. h. wenn in den Ostblockländern wieder eine demokratische Pressefreiheit garantiert würde, wären die Sendungen aus München überflüssig geworden. Und tatsächlich, wenigstens etwas hat sich in Rumänien, wo es ja auch heute noch nicht so richtig vorwärts geht, wirklich etabliert: DIE PRESSEFREIHEIT. Das Iliescuregime versuchte zwar mit allen Tricks, diese wieder einzuschränken (erhöhte Papierpreise für die Zeitungen, Nichtauslieferung der Zeitungen in der Provinz etc.), es gelang ihm aber nicht, die gewonnene Pressefreiheit rückgängig zu machen. Die Menschen begannen, sich Fernsehprogramme über die Satelliten ins Wohnzimmer zu holen und da konnte keine Pressezensur mehr etwas ausrichten.

1995, nachdem der amerikanische Kongress die Mittel für den Sender um 2/3 gekürzt hatte und ein Verbleib wegen der hohen Personalkosten in München nicht mehr zu bewerkstelligen war, entschloss man sich, einer Einladung des Tschechoslowakischen Präsidenten Vaclav Havel zu folgen und die Redaktionen in sehr verkleinertem Umfang nach Prag zu verlegen. Von dort wird jetzt ebenfalls in sehr reduziertem Umfang noch weiter gesendet. Soviel ich weiß, wurden die ungarische, tschechische und polnische Redaktion aufgelöst, neu eingeführt wurde aber eine Sendeabteilung für Serbien, nach den verschiedenen Folgekriegen des zerfallenen Jugoslawien.

Zum Abschluss möchte ich eines nicht unerwähnt lassen. Radio Freies Europa verfügte über ein ausgezeichnetes Dokumentationszentrum, das weltweit Anerkennung fand. Es wurden da sämtliche politischen Schriften des gesamten Ostblocks gesammelt und ausgewertet. Jeder bedeutende Parteifunktionär hatte eine eigene Kartei, in der sein gesamter Werdegang festgehalten wurde. Den großen Wert dieser Zentrale anerkennend, hat die amerikanische Administration eine Abtrennung dieser vom Sender beschlossen, um, bei einer eventuellen Stilllegung von Radio Freies Europa, nicht auch diese wichtige Quelle an Informationen zu verlieren. Es wurde ein Institut zur Erforschung Osteuropas gegründet, in der diese Dokumentationszentrale ihren Platz fand. In den Jahren nach 1990 wurde dieses Institut von dem Osteuropamagen SOROS (einem amerikanischen Milliardär ungarischer Herkunft) gekauft und bekam in Budapest seinen Hauptsitz. SOROS hat in verschiedenen ehemaligen Oststaaten kulturelle Stiftungen ins Leben gerufen. Das Institut fand jedoch ein unrühmliches Ende, nach einem Streit zwischen Soros und den Amerikanern. Nun liegen die Archive in der ungarischen Hauptstadt und man kann nur hoffen, dass sie nicht eines Tages verloren gehen.

Das war eine Kurzfassung der Geschichte von Radio Freies Europa, aus der Sicht eines Nachrichtenredakteurs, der 28 1/2 Jahre lang am Englischen Garten in München seinen Dienst getan hat. Ich sage, nicht ohne ein bisschen stolz zu sein, dass es mich gefreut hat, in diesem hochinteressanten Beruf gearbeitet zu haben. Für meine Gesundheit war es nicht förderlich (nach so lange geleisteter Schichtarbeit), aber für meine Seele war es ein großer Gewinn, denn ich war und bleibe ein überzeugter

Gegner des Kommunismus mit all seinen Schattierungen, die heutzutage wieder auftauchen. Radio Freies Europa hat einen großen Dienst für die Freiheit geleistet und nicht zu Unrecht haben manche Zeitungen, die uns immer als Propagandasender apostrophiert hatten, zugegeben, dass der Kalte Krieg zu einem gewissen Teil am Englischen Garten in München gewonnen wurde. tr., aus „Wir Heldsdorfer“, Nr. 83, Weihnachten 2000

**Das Recht muss nie der Politik,
wohl aber die Politik jederzeit dem
Recht angepasst werden.**

Immanuel Kant (1724–1804)



Der Traum

*Ich lag und schlief; da träumte mir
ein wunderschöner Traum:
Es stand auf unserm Tisch vor mir
ein hoher Weihnachtsbaum.*

*Und bunte Lichter ohne Zahl,
die brannten ringsumher;
die Zweige waren allzumal
von golden Äpfeln schwer.*

*Und Zuckerpuppen hingen dran;
das war mal eine Pracht!
Da gab's, was ich nur wünschen kann
und was mir Freude macht.*

*Und als ich nach dem Baume sah
und ganz verwundert stand,
nach einem Apfel griff ich da,
und alles, alles schwand.*

*Da wacht' ich auf aus meinem Traum,
und dunkel war's um mich.
Du lieber, schöner Weihnachtsbaum,
sag an, wo find' ich dich?*

*Da war es just, als rief er mir:
„Du darfst nur artig sein;
dann steh ich wiederum vor dir;
jetzt aber schlaf nur ein!*

*Und wenn du folgst und artig bist,
dann ist erfüllt dein Traum,
dann bringet dir der heil'ge Christ
den schönsten Weihnachtsbaum.“*

Hoffmann von Fallersleben

Ich wünsche dem Vorstand,
allen Lesern des Heimatboten „Das Tartlauer Wort“
„Frohe Weihnachten
und ein glückliches neues Jahr!“

Eingesandt von Anni Kaufmes (Kaul), Böblingen

WICHTIGE MITTEILUNG UND ZUGLEICH EINLADUNG!!

Bitte vormerken:

**Das 11. Tartlauer Treffen mit Vorstandswahlen
wird am 8. Juni 2002 in Crailsheim-Ingersheim abgehalten.**

Zur Quartierbeschaffung liegt dem Heimatboten der Zimmernachweis der Stadt Crailsheim bei.

Der Vorstand



Eine kleine Erinnerung an unsere Schulzeit im Jahre 1940/1941 in Tartlau

1. Reihe oben: Hans Zerbes, Mühlgasse; Georg Schneider, Langgasse; Otto Felttes, Langgasse; Hans Liehn, Kröteneck; Wilhelm Alies, Hinter der Kirche; Georg Bruss, Kröteneck; Hans Plontsch, Neugasse; Michael Zerbes, Göllnergasse; Michael Teutsch, Langgasse. 2. Reihe: Rosi Jeremias (Rosenauer), Kröteneck; Treny Danek (Junesch), Steinreg; Elsa Guess, Platz; Rosi Junesch, Steinreg; Anni Lean (Tompä), Neugasse; Hans Miess, Hinter der Kirche; Rosi Sigmund (Türk), Eschergasse; Treny Plontsch (Tentesch), Neugasse; Treny Schenker (Teutsch), Langgasse; Elsa Feltes (Schmidt), Göllnergasse; Ilse Falk, Schülerheim. 3. Reihe: Georg Bruss, Hinter der Kirche; Hans Schmidt, Langgasse; Hans Konrad, Tuchfabrik; Hans Bruss, Mühlgasse; Georg Kretz, Steinreg.

Eingesandt von Treny Plontsch, geb. Tentesch (Böblingen)

Kronstadt hat einen neuen Stadtpfarrer

Präsentation des Kronstädter Stadtpfarrers

Der neugewählte Stadtpfarrer von Kronstadt, Christian Plajer wurde am Sonntag, dem 7. Oktober, in einem feierlichen Gottesdienst in dieses Amt eingeführt. Am Gottesdienst in der Schwarzen Kirche beteiligten sich zahlreiche Mitglieder der Honterusgemeinde, Kirchenglieder der Burzenländer Gemeinden, Pfarrer, Gäste, unter ihnen auch Vertreter der evangelischen Kirchengemeinde Bukarest, wo Christian Plajer bis vor kurzem Stadtpfarrer war. An der Spitze des Festzuges der sich um 10 Uhr bei Glockengeläut vom Pfarrhaus zur Schwarzen Kirche begab, befand sich das Presbyterium der Honterusgemeinde. Es folgte der neue Stadtpfarrer begleitet von Bischofsvikar Prof. Dr. Hans Klein, vom dem Dechant des Kronstädter Kirchenbezirkes Klaus Daniel, von Pfarrern der evangelischen Landeskirche sowie anderer Kirchen. Den Festzug beendeten die Pfarrfrauen und die Mitglieder der Gemeindevertretung.

Die Amtseinführung wurde von Dechant Klaus Daniel vorgenommen, assistiert von den Pfarrern Lothar Schullerus und Emil Olteanu. Nach der Predigt (gehalten von Dechanten Daniel) folgte die Präsentationshandlung. Dabei wurde auch gemäß der Tradition dem Stadtpfarrer Christian Plajer vor dem Altar der Schwarzen Kirche die Bibel und der Honteruskelch überreicht. Pfarrfrau Ioana Plajer wurde der Honterusgemeinde von Christa Hellmann, Ehefrau des Gemeindegurators Erwin Hellmann vorgestellt. Nach den ökumenischen Grußworten nahm der Stadtpfarrer von Kurator Hellmann den Kirchenschlüssel entgegen. Für die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes sorgte der von Eckart Schandt geleitete Kronstädter Bachchor.

Stadtpfarrer Christian Plajer dankte sowohl in der Kirche als auch beim anschließenden Festessen der Honterusgemeinde, allen

bei dieser Feier Anwesenden, für den herzlichen Empfang, für die an ihn und seine Frau gerichteten Grußworte und Glückwünsche. Er versprach alles zu tun, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und um die neuen Aufgaben, die auf ihn zukommen mit Hilfe des Presbyteriums, aller Gemeindeglieder, würdevoll zu erfüllen, wobei die Verkündigung des Evangeliums Mittelpunkt und Leitfaden seiner gesamten Tätigkeit bildet.

Ralf Sudrigian

Trein, aus „Karpatenrundschau“ vom 13. Oktober 2001

Kanzler verzichtet auf Einsegnung

„Kreuz in die Abstellkammer“ Zum neuen Zeitgeist im Kanzleramt

Bei der Einweihung des neuen Kanzleramtes war die kirchliche Einsegnung nicht erwünscht. Auch das 130 DM teure, dem Kanzler geschenkte Kreuz wurde in die Abstellkammer verbannt. Im neuen Kanzleramtsgebäude scheint ein neuer Zeitgeist eingekehrt zu sein. Bewusster Verzicht auf den Segen Gottes, welch ein Hochmut!

Das Kreuz, Zeichen der Hoffnung, Symbol und Wurzel europäischer Kultur, welchen Stellenwert hat es noch in unserer Gesellschaft? Verweisen nicht mancherorts Sittenzerfall, Streit um den Schutz des Lebens von Anbeginn und anderes mehr, dieses Hoffnungszeichen in die Abstellkammer der Gesellschaft? Zwar werden Grundwerte von den Regierenden bisweilen angemahnt. Zugleich trägt man zu deren Verfall bei.

„In Verantwortung vor Gott und den Menschen“, so haben es unsere Verfassungsväter in das Grundgesetz hineingeschrieben. Die Berliner Machtzentrale täte gut dran, der Gesellschaft Vorbild zu sein.

J.G.

Trein, aus „BdV-Nachrichten“, Sept./Okt./Nov. 2001



Am 29. September 2001 besuchte die Rumänienbeauftragte der Bay. Staatsregierung, Frau Barbara Stamm, Tartlau. Im Bild mit Kurator Johann Junesch. Im Bild rechts der neue Pfarrer Andras Pal während eines Gottesdienstes



Während des Gottesdienstes vom 30. September 2001 in der Heimatkirche. Erste Reihe, v.l.n.r.: Kurt Waedleges, Arpad Balogh, Johann Junesch (Kurator), Frau Pal (Pfarrersfrau), Hans Zerbes, Michael Drotleff, Johann Zerbes, Anna Schiel, Rosi Moyrer, Anna Junesch sen., Hermine Schmidt, ein Unbekannter, Johann Thies, Johann Ardeleanu, Martha Kloos, Anna Ardeleanu und Emmi Schmits.

Aufnahmen von Johann Lukas (Köln)

Äußerst wichtig: Bei Überweisungen ist die Mitglieds-Nummer IMMER anzugeben !

Jahres-Beitrag seit 1. 1. 2001 Euro 10,- **Deine Mitglieds-Nr.**

Impressum

„Das Tartlauer Wort“ wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ vom Vorstand herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland und dient ebenfalls nur zur Information eines bestimmten Personenkreises.

Herausgeber:
Michael Trein, Im Feldle 22, 74564 Crailsheim, Telefon (0 79 51) 89 30
Beitragszahlungen und Spenden an:
9. Tartlauer Nachbarschaft, Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Kto.-Nr. 69 503-705.

Das „Tartlauer Wort“ erscheint zweimal im Jahr, zu Pfingsten und zu Weihnachten.

Druck: Der Schnelldruckladen, Crailsheim